



*Kirche von Stermizza mit Blick auf Masseris*

## IN DER BENEČIJA

Es sind die Vögel, die an diesem Ende der Welt den Ton angeben. Nicht jedoch, weil besonders exotische und laute Sänger unter ihnen wären. Drossel, Buchfink, Stieglitz und Amsel haben hier einfach keine Konkurrenz: Nur selten bellt irgendwo ein Hund, dringt einem das monotone Lamento einer fernen Kreissäge ans Ohr, hört man das Rauschen eines Wildbachs. Das letzte Brummen eines Automotors liegt ein paar Stunden zurück, nicht einmal Flugzeuge überqueren das waldreiche Hügelland, das bei den Einheimischen *Benečia* (Benečija) heißt.

Wir sind in den Valli del Natisone – einem schwer zugänglichen Tälerynith, das im Osten vom wuchtigen Monte Matajur begrenzt wird. Letzterer ist immerhin 1642

## *In der Benečija*

Meter hoch und immer dann zu sehen, wenn der Wanderweg einen der kahlen Bergrücken erklimmt. Hier oben wurde über Jahrhunderte das Vieh geweidet, an den Hängen war es oftmals zu steil und zu felsig – zumindest für Rinder und Schafe.

Kahl ist auch der Matajur selbst. Eine schmale, gut markierte Wegspur zieht sich durch Enzianwiesen aufwärts. Oben, auf dem kleinen Gipfelplateau, steht die italienische Kapelle, hinter der man die unsichtbare Grenze zu Slowenien überschreitet. Das Panorama ist fantastisch: Gegenüber, auf der anderen Seite des tief eingeschnittenen Soča-Tals, reckt sich der Krn in den azurblauen Himmel, der südlichste Zweitausender der Ostalpen. Nach Norden schaut man auf die Kette der Karnischen Alpen, nach Westen in das friulanische Tiefland. Und wer sich nach Süden dreht, ist vollends verzaubert. Zum Greifen nah liegt hier die Adria. Mit bloßem Auge sieht man die großen Frachter, die dem Hafen von Triest zustreben oder aufs offene Meer hinaussteuern. Auf der einen Seite dämmert die Küste Istriens im Dunst der Ferne, auf der anderen die Lagune von Grado.

Wer weiß, dass man sich hier oben an der legendären Isonzofront des Ersten Weltkriegs befindet, sieht die Naturschönheiten des Matajur mit gemischten Gefühlen. Für die Einheimischen selbst spielt das Thema indes überhaupt keine Rolle mehr. Die Identifikation mit den gedemütigten Italienern war in dieser Gegend denkbar gering. Die Benečia war nämlich immer schon slowenisches Siedlungsgebiet. Und die Slowenen hatten sich längst daran gewöhnt, unbetieilt zwischen die Fronten großer Mächte zu geraten, hatten hier also nichts zu verlieren außer Leib und Leben.

Dass man sich im slowenischen Kulturraum bewegt, kann einem zwischen Cividale und Monte Matajur leicht verborgen bleiben. Fremde werden hier stets auf italienisch angesprochen – nur untereinander kommuniziert man in der Muttersprache. Andererseits genügt der Blick auf die Wanderkarte, um zu erkennen, dass die Valli del Natisone nur politisch, nicht aber ethnisch zu Italien gehören. Die

mit zweisprachigen Ortstafeln versehenen Siedlungen heißen etwa Čeplesišče/Cepletischis oder Dolenj/Tribil. Kein Zweifel – das »richtige« Italien ist anderswo!

Kurz nach Ende des Ersten Weltkriegs begann die faschistische Repression. Genau wie in Südtirol italienisierten Mussolinis Kultur- und Unterrichtsminister die Orts- und Familiennamen und ließen den Gebrauch aller anderen Sprachen unter Strafe stellen, vor allem in der Kirche und in der Schule. Italiener zu sein war für die Slawen Friauls oberste Bürgerpflicht geworden. Nach dem Zweiten Weltkrieg nahmen die Spannungen noch einmal zu. Denn nun waren hier Tito-Partisanen aktiv, die das über Jahrhunderte zu Venedig gehörende Gebiet unter jugoslawische Herrschaft bringen wollten. Wer sich in dieser Zeit noch mit Stolz als Slowene zu erkennen gab, galt als Kommunist und potenzieller Vaterlandsverräter.

Der verschärfte Assimilierungsdruck spaltete die Bevölkerung nachhaltig: In diejenigen, die sich zu ihrer Herkunft bekannten, und diejenigen, die diese verleugneten. Zwar benutzten auch letztere im Alltag weiterhin ihre slowenische Mundart, nach außen taten sie aber so, als ob es sich bloß um einen regionalen Dialekt handelte, der mit der slowenischen Sprache jenseits des Eisernen Vorhangs nichts gemein hatte – ganz ähnlich wie in Kärnten, wo Menschen slowenischer Herkunft oftmals am lautesten gegen die Anerkennung ihrer sprachlichen Minderheit polemisierten.

Dass man in den Natisone-Tälern kaum noch slawische Töne hört, ist aber nicht nur das Produkt einer kollektiven Verstellung. In erster Linie liegt es daran, dass die Bevölkerung hoffnungslos geschrumpft ist. Wenn man in den abgelegenen Siedlungen überhaupt jemanden trifft, dann alte, nicht selten alleinstehende Menschen. Von den 16.195 Einwohnern, die hier 1951 gezählt wurden, ist gerade mal ein Drittel übrig geblieben. Aus den Dörfchen der höchstgelegenen Gemeinde Drenchia/Dreka sind sogar neun von zehn Bewohnern abgewandert.

Hauptursache für den Exodus war die banale Tatsache, dass es nach dem Zweiten Weltkrieg hier oben keine Arbeit

mehr gab. Ganze Familien zogen nun hinunter in die Industriegebiete der friulanischen Tiefebene, wenn sie nicht gleich in die Schweiz und nach Belgien emigrierten oder sogar nach Australien und Argentinien.

Inzwischen ist der Rückzug des Menschen auch im Landschaftsbild ablesbar. Zwar hat jedes Dorf seinen Straßenanschluss, die schmalen Asphaltbänder sind aber schon vom nächsten Hügel aus nicht mehr zu erkennen. Von dort betrachtet ragen die Dörfer ohne erkennbare Verbindungen aus dem Wald – wie Inseln der Zivilisation in einem endlosen Ozean aus Chlorophyll. Nur in wenigen Orten werden noch die steilen Obstbaumwiesen gepflegt und freigehalten. Andernorts wächst alles langsam zu, selbst die einstigen Lebensadern des Tals, die gut befestigten Saumpfade, verschwinden nach und nach im immer dichter werdenden Gestrüpp.

Für den Wanderer hat dies eine ganz eigentümliche Wirkung. Statt sich die Valli del Natisone von einem gut beschilderten Wegenetz aus zu erschließen, taucht er tiefer und tiefer in sie ein – in eine Welt, in der sich der Unterschied zwischen Kultur und Natur zunehmend verwischt, in der sich auch jene Souveränität auflöst, mit der Touristen gewöhnlich nur ihren vorher festgelegten Reiseplänen folgen und deshalb vor Ort gar nicht wirklich ankommen. Konfrontiert wird man hier nicht nur mit der Agonie einer fremden Kultur, sondern auch mit der Vergänglichkeit von Kultur überhaupt.

Anderswo im Alpenraum hatte sich spätestens in den 1960er Jahren der Fremdenverkehr etabliert und für die bitter nötigen Nebenverdienste gesorgt. Nicht jedoch in den Natisone-Tälern. Weil es hier weder spektakuläre Gipfel noch markante Schluchten und Wasserfälle gab, beschränkte sich der Tourismus stets auf den sonntäglichen Ausflugsverkehr, der bei schlechtem Wetter vollständig ausblieb. Zudem verloren die Bergdörfer durch das schwere Erdbeben von 1976 einen Teil ihres nostalgischen Reizes. Weniger allerdings durch das tektonische Ereignis selbst als

durch den Wiederaufbau. Denn das den Katastrophenopfern zur Verfügung gestellte Geld wurde fast immer für unangepasste Modernisierungen verwendet. Noch einmal hatten sich die Bergler der Illusion hingegeben, durch die Beseitigung des Alten und Traditionellen mit den Entwicklungen in den Tiefebenen Schritt halten zu können. Das Ergebnis sind hässliche Metallfenster und Haustüren aus Aluminium und Sicherheitsglas. Alt und Neu bilden seither eine bizarre Mixtur. Die Authentizität der Siedlungen liegt heute in ihren baulichen Widersprüchen.

Erst seit wenigen Jahren gehen von den Natisone-Tälern wieder touristische Lebenszeichen aus. Mit dem Mut der Verzweiflung hat man hie und da das *alberghi diffusi*-Modell übernommen, das im nördlichen Friaul schon länger erfolgreich ist: Statt neue Infrastrukturen zu schaffen, wurden funktionslos gewordene öffentliche Gebäude wie Schule oder Rathaus renoviert und mit Küche und Speisesaal versehen. Ausschließlich von Einheimischen betreut, sind derartige Einrichtungen stark im Territorium verankert. Komplettiert wird das Angebot von Zimmern und Ferienwohnungen, die verstreut in den Weilern liegen. Rund um das weltferne Tribil di Sopra sind auf diese Weise jetzt einige wundervolle Quartiere entstanden, die man über die Telefonzentrale der *alberghi diffusi* buchen kann. Wer unter der sozialen Profillosigkeit des globalisierten Gastgewerbes leidet, kann hier aufatmen. In den Valli del Natisone trifft man ausschließlich Menschen, die die einsamen Berglandschaften als ihre Heimat empfinden.

Die fünfte Etappe des hier empfohlenen Rundwegs führt ohne allzu große Höhenunterschiede von Tribil di Sopra über einen aussichtsreichen Gratrücken zum Wallfahrtsort Castelmonte, der weithin sichtbar auf einem Felsporn thronet. Nach Norden schaut man in das Stilleben der Natisone-Landschaft, nach Süden in den nicht minder grünen Graben der Idrija, der die Grenze zu Slowenien markiert. Dass drüben ein anderes Land liegt, mag man gar nicht glauben, dass die Grenze über Jahrzehnte hermetisch

abgeriegelt war, erst recht nicht. Wenn irgendwo die Künstlichkeit nationaler Grenzen deutlich wird, dann hier, in der Slavia Veneta, wie die Benecia bei den Italienern genannt wird.

Auf dem Höhenzug laden immer wieder pastorale Bergwiesen zur aussichtsreichen Rast ein. Dazwischen geht es durch Waldstücke, in denen kaum ein Baum steht, der nicht von Schlingpflanzen umwuchert wäre. Die Artenvielfalt ist atemberaubend: Von Ahorn, Birke, Hainbuche, Eberesche, Weißdorn, Esskastanien und Mehlbeeren ist bis hin zur Flaumeiche alles in bunter Mischung vertreten. Smaragdeidechsen huschen ins Gebüsch, Tümpel sind mit Kammolchen besetzt, oben kreist ein Milan. Auch das Meer blitzt wieder in der Ferne. Vom Dauerrauschen der Zivilisation, das einen heute selbst in den letzten Winkel der Alpen verfolgt, bleibt man dagegen völlig verschont.

Langsam begreifen wir den kryptischen Satz, den uns unser Gastgeber in Tribil mit auf den Weg gegeben hat: »Qui il silenzio fa rumore!«. Die Stille des Tals ist tatsächlich mehr als die Abwesenheit von Geräuschen. Sie hat eine ganz eigene Kraft, die einen auf höchst angenehme Art gefangen nimmt.

Gerhard Fitzthum

